

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** - (1930)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Betrachtung anlässlich der Bekanntschaft mit Proust  
**Autor:** Klipstein, Editha  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-760124>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Betrachtung anlässlich der Bekanntschaft  
mit Proust  
*von Editha Klipstein*

Seit ich Flaubert kenne, bin ich nicht wieder so unmittelbar gerührt worden als durch die Bücher von Marcel Proust.

Die Vereinigung bei Flaubert von unbefangenster Natur, vollkommenem Freimut also ohne jede moralische Furcht, und strengstem Kunsts gewissen war Befreiung und Bindung in neuem Sinn. Ein moderner « Klang »! Eine Vereinigung des Pathos der « Alten » und der naiven Nüchternheit des Kindes. Seine Sprache ging zuerst an das Ohr, und dann erst zum gebildeten, sittlich gutwilligen Menschen. Das wahr klingende Wort ist auch das richtige! Und er ließ Worte stehen um des Klanges willen, auch wenn die Überlegung andere Ausdrücke vor schrieb.

« Wie gut er ist! » habe ich oft denken müssen und darunter verstanden, daß er wissend war, daß er ohne Moral gut sein konnte, « tugendhaft » lebte, ohne an die Tugend zu glauben. Daß er ein Beichtvater hätte sein können, der endlich klug genug war. Daß er das lustige lärmende Prahlen hatte und doch immer vergaß, sich der Opfer für seine Familie zu rühmen. Sein Stolz so groß, so unmilitärisch, so kindlich. Ohne Hochmut, aber voll von unterscheidender Empfindlichkeit, so daß man schwerlich gewagt hätte, ihn zu kränken, höchstens um den Preis, eine so klassisch geformte Rüge zu erhalten, daß das Begreifenkönnen solcher Rüge aus der Demütigung eine Schmeichelei gemacht hätte. Denn man war ja einig im Grunde, konnte also jeden Kampf wagen.

Ja – er befriedigte bis in die letzte Ecke. Er verstand, « schöner » als irgendein Psychoanalytiker, in die Bitterkeiten des zivilisierten Menschen hinein zu leuchten und sie aufzulösen. Er befreite von Scheintaten, von falscher sittlicher Gymnastik, und wies auf das, was noch ehrlich geleistet werden kann: die Selbsterkenntnis, das Bekenntnis.

Er war mehr Mann und Kind zugleich, als es mir unsre letzten Großen zu sein schienen, unschuldiger und wilder, volksverbundener und dem Kleingeborenen näher – trotz eigner bester Geburt – und deshalb es besser befehligen. Das Geheimnis des alten Blutes. Für mich eine Brücke zum Verständnis des Rabelais, zum Schimmer eines Verständnisses auch des Altertums. –

Dabei war man doch groß geworden mit dem Altertum, wie jetzt wieder und immer noch die Professorenkinder damit groß werden, die die Kollegs hören und vor den Kunsterzeugnissen stehen dürfen ohne natürliches Unterscheidungsvermögen, ohne Organ, und die man nicht zur Verantwortung ziehen kann, da sie Unwissende von Geblüt zu sein scheinen – Innocents! Einzig der Feind, der uns aus dem eignen Blut ersteht, kann uns erreichen und zur Demut zwingen. Einen solchen Feind scheint aber das Blut des gebildeten deutschen Bürgers im allgemeinen nicht mehr aufzubringen.

Seltsam, in vorgeschrittenen Jahren zu Marcel Proust zu kommen – und doch auch wieder gut, wenn einmal ein großer Mann ohne Übergang auf ein vorgerücktes Alter wirken kann, auf Leute, die gleichsam neben dem Autor aufwuchsen, ohne ihn zu merken, ihn aber jetzt plötzlich erkennen, als sei er derjenige, der ihnen viele Jahre lang gefehlt hatte als der Bestätiger ihres unmittelbaren Empfindens.

Wie es bei den Menschen so niemals mehr ihr Intellekt oder Bildungsgrad oder guter Wille und Gesinnung ist, die uns bezaubern und überwinden, sondern allein ihr «Wesen», das eben aussieht wie es aussieht und einen so deutlichen Aspekt hat wie ein Tier oder eine Blume, und über dessen Rasse man sich nicht täuscht, genau so geht es einem mit den Büchern. Man liest ja nicht mehr, um Wissen aufzustapeln als eine Waffe gegen die unbelesene Umwelt und als ein Mittel, in gut bezahlte Posten zu kommen, der naive Irrtum über dieses «Streben nach oben» ist endgültig vorbei und mutet uns heute schon, wo wir ihm etwa noch begegnen, kleinbürgerlicher an als vor einigen Jahren – sondern man liest, um sich selbst aufzufinden, man sucht das adlige Wesen eines Buches auf, um sich ermutigen zu lassen zum Bekenntnis dessen, was man selber weiß (denn inzwischen erfuhren wir auch, daß wir mit allem, was es gibt, zur Welt kamen, und daß die Lebensarbeit nur ist: zu halten, was man hat, und nicht: etwas neues dazu zu gewinnen).

Das ist bei Proust so seltsam, daß er endlich mehr weiß als wir selbst. Ohne Mißverständnis! Es geht dies die Psychologie an. Ganz gewiß hatte es seinen Sinn, wenn feste Stände und Gemeinschaften sich eine gemeinsame Bewußtseinsbasis schufen, seit aber die Stände als solche sich auflösten, ging auch der begrenzende Stil des Denkens verloren. Und wie oft, wie oft mußten wir letzthin bei im übrigen von uns bewunderten Leuten nachsichtig überlegen: nun wohl, – er hält es für pädagogisch gut, dies so zu begründen, ich aber weiß es heimlich besser –.

Bei Proust indessen werden die Ursachen unsres Handelns bis auf

einen letzten Grund bloßgelegt, über den wir noch kein Übereinkommen mit den andern schlossen, den wir daher noch vor uns selbst zu glauben zögerten. Bloßgelegt ohne Gehässigkeit, ohne Selbstanklage, mit einer göttlichen Friedfertigkeit, als ob es keinen Anlaß für die Handlungen eines Menschen heute geben könnte, der ehrenrührig sei. Und so ist es in der Tat, so steht es. Wir haben keinen Stand mehr zu verteidigen, schützen mit aller noblen Heuchelei nichts Schützenswertes mehr. Mit der vollkommenen Naivität des selbstbewußten Menschen wagt Proust sich und die « andern » zu durchschauen, durch alle tragischen Nichtigkeiten hindurch bis zur gemeinsamen tiefen Notwehr gegen Tod und Unfreiheit. Denn unsre gesellschaftlichen Versündigungen und Falschheiten entwickeln sich sämtlich aus der begreiflichen Angst, durch ein zu redliches kindliches Bekennen unter die Herrschaft der Zweit-rangigen zu kommen.

Und viele sind wohl aus Angst, ihre « Wahrheit » einem unwürdigen Halbwissen auszuliefern, auch zur Unaufrechtheit gegen sich selbst gelangt. Auch darin besteht die Hilfe des Dichters, daß er uns befiehlt, zunächst uns selbst zu trauen, und uns den Beweis liefert, daß dies auch heute möglich ist. –

\*

Wir haben keinen Stand mehr zu vertreten. Dennoch stimmt dies nicht ganz. Nur daß der Stand, der in der Empfindung und im eignen Stolz noch lebt, keine menschliche Gesellschaft in bestimmter einigender Form und Kleidung bildet.

Man stelle sich einen Ort vor, an dem König, Künstler, Philosoph, Weltmann, Handwerker und Kind sich heiter und zutraulich träfen und sich ohne Mühe verstünden. Dieser Ort könnte Proust heißen.

Nicht dazu passen würde indessen der Parteimann, der Journalist, der gelehrige Kleinbürger, der dünkelhafte Gelehrte, der Pazifist und Nationalist – kurzum der Emporkömmling jeder Art, der an äußeren Mitteln reicher ist als an Mitteln der Geburt und Zucht – kurzum alles Unvornehme würde sich unwohl fühlen an diesem Ort, Proust genannt.

Alles das würde sich unwohl fühlen, was an einem bestimmten Reife-punkt sich nicht auflösen und wiederum etwas Größerem unterstellen kann, sondern was unter allen Umständen Herrchen bleiben will, Herrchen einer Partei, und als solches auch von der heutigen Welt in Frieden gelassen wird, solange es Geld genug hat.

\*

«Wie ist er gut!» mußte ich auch bei Proust denken. Weil er wissend ist. Und friedfertig wie ein Engel bei aller durchdringenden Schärfe des Blicks. *Sérénité*, dieses schöne Wort paßt auf ihn. Und hat er nicht unsre Erinnerungen, die Erinnerungen eines Bürgerkindes, besser aufbewahrt als wir selbst? Und viele, die diese Erinnerungen bejahend wiedererkennen werden, vielmehr den zeitlosen Blick, unter dem sie stehen wie unter einem besonderen Licht, wissen es plötzlich wieder besser als vorher, daß der Poesie am fernsten ist der poetisierende Bürger, der Mensch mit «Idealen», der Mann mit akademischem Ehrgeiz, – daß dies vor allem am fernsten ist unsrer eignen besten Sehnsucht.

Und wesentlich wird, daß dieses alles eindringt in den mißleiteten Bürger, (der schließlich doch auch ein gutgeborenes Kind sein kann) – von einem her, der nicht ein Außenseiter, Naturmensch oder Revolutionär ist, sondern ein Mann der Gesellschaft, der mitten in ihr stehen bleibt und nicht nötig hat, die Gesellschaft, die er durchschaut, zu verlassen. Es muß sich da um ein unsichtbares, höchst begehrswertes Herrschertum handeln.

\*

Der Gebildete, und was in dir und mir der Gebildete heißt (es ist nur noch ein kleiner Teil von uns) wird von Proust keiner Anklage mehr gewürdigt. In der Tat, der feurige Mißmut in Flauberts Briefen, Nietzsches rührender ohnmächtiger Zorn, scheinen sich an Objekte zu wenden, die es nicht mehr gibt. Denn wo ist das Schuld bewußtsein? Zolas moralische Empörung nun gar scheint die eines redlichen gutgläubigen Proletariers, der von nichts etwas weiß; und auch der Luxus der Selbstanklage kommt uns jetzt sehr leicht wie eine fromme Heuchelei vor.

Doch verwendet man Anklage und sittliche Entrüstung noch gelegentlich als ein praktisches Mittel, ähnlich wie ein stolzes Kleidungsstück, mit dem man sich vor der urteilslosen Menge in einen Vorteil setzt, den man in einer ganz andern und wirklich ernsthaften Richtung braucht, – und mehr oder weniger ist ja die Art, in der wir uns aller noch gegebenen Mittel bedienen, so zu verstehen. Wie wir die Umgangssprache, den Schulunterricht, die Form der öffentlichen Gerechtigkeit hinnehmen, – wer nimmt das alles noch ernst? Wer im Ernst hinweisen wollte auf den Widerspruch zwischen der Bergpredigt etwa und dem glühenden Interesse der Theologen an den Gehaltsfragen, würde mit Recht für wenig weltmännisch gelten.

Wohl begreift der Dichter, daß wir leben, wie wir leben, aber er

verwechselt uns gar nicht mit unserem Tun. O – unser Ich ist anderswo! Wenn er es nicht so meinte, könnte er nicht derart entblößen, ohne das Schamgefühl überhaupt zu treffen.

Nicht bei der Geringschätzung unsrer oberflächlichen und bestechlichen Handlungsweise im täglichen Leben hält Proust sich auf, sondern er läßt uns wissen, daß wir heute, morgen und übermorgen so weiter handeln werden, von einer falschen äußeren Macht dazu gezwungen.

Aber wenn dies dein handelndes Ich nicht ist, wo ist es? Nur in dem inneren Blick, der, Gott gleich, alles richtig sieht und wertet? Genügt das?

Proust konnte seinen Blick in seinem Werk verewigen. Das war seine Tat. Vorläufig ist es noch nicht die Deine.

Aber jeder neue Wahrheitssucher seines Schlagess wird der Anführer einer neuen Sache.

Friedfertig wie ein Engel wirkt dieser Anführer zu einem neuen Kampf. Aber so friedlich geht er nur mit den unveränderlich gewordenen Dingen um, die zur Materie geworden sind, die mit verbraucht werden muß, bis sie ersetzt wird.

Wir sind das gar nicht, die alle diese Gesellschaftssünden leisten, sondern sind Gefangene, die Sträflingsarbeit tun, und es kann auch eine Sträflingsarbeit sein, täglich mit einer Fülle von Ungenauigkeiten und gesellschaftlichen Albernheiten das edle Mittel der Sprache zu verunreinigen.

Aber der Künstler in seiner scheinbaren Milde stört uns in unsrer Gelassenheit – die wie Dumpfheit auf den Gefangenen niedersinkt.

Er kommt nicht mit dem Trost unorganischer « geschmackswidriger » Frömmigkeit, er verlockt nicht zur Schläfrigkeit, sondern er erweckt neue Lust an der Welt durch die richtige Wertung der Dinge, wie wir sie auch einmal wußten, – und er zeigt den geheimen Pfad auf, wie durch die Handhabung der rechten Wertung man kampflos neu zum Herrn der Welt werden könnte. Erst einmal Weltmann werden, die Frömmigkeit findet sich. Keine Kräfte falsch verschwenden! Welt mit Welt behandeln, und niemals etwas ernst nehmen, was den Ernst nicht verdient. Unentwegte Sanftmut, in der die erlaubte Verachtung des Minderwertigen aufgehoben ist, kann schlagender wirken als ein Schlag. (Auch das gehört zum klassischen Geschmack, daß seine selbstverständliche Geringschätzung und Nichtbeachtung des Minderwertigen nichts persönlich Verletzendes, überhaupt nichts Persönliches hat.) Die Menschen wissen oft gar nicht, daß sie ihrem eignen innerlichsten

stummen Urteil gehorchen, – wenn sie plötzlich gehorsam sind dem festen Wort eines Menschen, dessen Sanftmut und Geduld ihnen schon manchmal heimlich erstaunlich schien, ohne daß sie genauer sich dabei aufhielten.

Das Ordnung-Machen besteht im Ordnen der verschiedenen Wichtigkeiten, – und daß man eines nicht in das andere mischt. Für jede Wichtigkeitsschicht gibt es eine andere Sprache, und man wird sehr lang milde und verschlossen sein mit den Freunden, mit den guten Freunden sogar, ehe man sie einer Wahrheit würdigt, die anders klingt. Selbsterziehung – wie sehr ging sie verloren, seitdem eine schützende Scheinordnung zu leicht davon zu befreien schien. Auch ein Dichter wie Proust mit seiner scheinbar grenzenlosen, überreichen Phantasie beweist, daß des wahren Künstlers vornehmste Aufgabe immer sein wird, die große Ordnung im Weltgefüge neu zu erläutern; und sobald der innere Anschluß an die « Ordnung » neu gewonnen ist, wächst die neue Lust am Leben ins Ungeheure!

\*

Proust hat die Frühreife des Lateiners und des kranken Menschen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, daß der Deutsche zu solcher Reife der Anschauung zumeist erst kommt, wenn seine wirtschaftliche Gebundenheit ihm nicht mehr erlaubt, seine Handlungen nach seiner Anschauung zu richten.

Daß aber innerhalb desselben Menschen Kind und Mann gemeinschaftlich schauen und urteilen, könnte doch für jedermann und nicht nur für den Künstler das natürlichste sein. Zumeist aber, etwa beim Lesen von Proust, strebt der alt gewordene Beamte zu solcher Form des Bekenntnisses zurück wie zu einer entzückenden Kindererinnerung. Erinnerungen! Ein Fluch für uns, wenn wir sie straflos besuchen dürfen als etwas außerhalb unsres Lebens liegendem, während jene « Unschuld » uns, wie eben das Kind dem Manne, bei jeder Handlung als etwas Heutiges lebendig beigesellt sein müßte.

\*

Die Selbstverständlichkeit, mit der Proust reich war, ist die gleiche, mit der er arm gewesen wäre. Er ist ja ebenso selbstverständlich krank, wie er gesund wäre.

Diese Begriffe verlieren bei ihm das Wörtliche. Und wenn wir uns recht besinnen, sind wir ja längst über das Wörtliche von arm und reich hinaus. Über das Wörtliche von allen Begriffen. Heute schmeckt uns ein besonderer Kuchen. Der freundliche Verwandte tischt uns

das nächste Mal wieder diesen « Lieblingskuchen » auf. Wir sind erstaunt. Heute würde uns das gleiche in ganz anderer Gestalt reizen. Es war kein Kuchen, – sondern eine knusprige Berührung im rechten Augenblick, eine Überraschung, etwas Angenehmes für den momentan nüchternen Magen, und die behagliche Stunde, – aber es war beileibe nicht jener Kuchen, der heute unter demselben Namen als etwas ganz anderes wieder gekauft wurde. Alles untersteht Verwandlungen. Man erlebt, daß man heute Abend auf einen Salat Appetit hat, und die andern Menschen eigentümlicherweise auf den gleichen. Ich habe Lust auf ein Buch; heute Abend würde ich für seinen Besitz Opfer bringen. Morgen liegt es vor mir, und ich greife nicht mehr danach. Dazu die wirklich oft eigentümliche Erfahrung, daß eine Menge anderer Menschen mein augenblickliches Gelüste teilen, durch irgend eine atmosphärische Veränderung dazu getrieben, unter deren gleichem Druck wir stehen. So vieles, auch unsrer « geistigen » Bedürfnisse, gehört ins physiologische Gebiet.

Bei all diesem hält sich der Dichter nicht mit Verwunderung auf, er setzt ein Wissen darum voraus. Dennoch entwertet er nichts, keinen Reiz, keine Schönheit, durch ihre eilige Wandelbarkeit und die Relativität der Besitzesfreude. Ach – sehr im Gegenteil. Wie fühlen, tasten, schmecken wir mit ihm die sogenannten irdischen Genüsse! Mit ähnlichem Entzücken glaubten wir in fernen Gegenden ein Glück des Erkennens gehabt zu haben über alles Verstehen. Wir waren vielleicht unwissend über den Stil eines Gebäudes, und doch konnten seine fremden Mauern und die Verteilung der Fenster, in Nachbarschaft von Meer und unbekannter Landschaft uns mit einem Heimatgefühl sondergleichen überfallen.

Die Wahrheit! Überall, wo Formung wahrster Proportionen auf eine äußerste Erfüllung « gehorsam », d. h. nicht mißleitet drängt, wird der Mensch magisch berührt, von dem was wir Wahrheit nennen, harmonische Einigung reicher Vielfältigkeit hinter den Erscheinungen; und da gibt es wohl große und kleine Wahrheiten, furchterregende und trauliche – aber so klein sie zuweilen scheinen mögen, sie teilen mit den großen die unwiderlegbare « Richtigkeit », für die es keinen Ersatz gibt und die jede mechanische Täuschung ausschließt. Das Glück, das aus der Berührung mit der Wahrheit erwächst, kann kein irdischer Schicksalsschlag zerstören, es setzt da eine andere Welt ein, zu der wir diese Türen haben – und sie oft zu finden, das erst heißt, die irdischen Organe als ihre wirklichen Besitzer zu benutzen.

Der Dichter führt uns gut durch die große Landschaft unsres Inneren, unsrer weitverzweigten, schier unübersehbaren Erinnerungen, die wir nur zum kleinsten Teil mit unsrem physischen Auge « wiedersehen », er führt uns gut, denn alles Falsche, Mißleitete läßt er fort. Der Dichter ist dazu da, uns zu bestätigen, was wir wirklich schmecken, tasten, fühlen – er ist dazu da, uns den Geschmack an der Unwahrheit immer mehr zu verderben.

Ist das nun eine Verführung zum müßigen Genuß, solches Roman-lesen?

\*

Das christliche Gewissen und der abendländische « Stolz », sie sträuben sich immer wieder, sich mit einander zu verbinden. Der Stolz, das Ehrgefühl, das seit der Renaissance die Frömmigkeit ersetzte, – über dieses Ehrgefühl hat Jacob Burckhardt gegrübelt, und Nietzsche trieb es zur offnen Empörung gegen das Christentum. Es ist wahr, wie Burckhardt feststellt, wir erröten keineswegs, wenn wir gegen die christliche Moral verstößen, unser Schamgefühl wird an anderer Stelle getroffen, an der Stelle des « Geschmacks », und ist es nicht in der Antike, daß wir endlich die geheimnisvolle Verbindung zu finden meinen: daß man errötete, wenn gegen das Gesetz von Güte *und* Schönheit zugleich verstößen wurde, d. h. daß dieses beides endlich restlos zusammenfiel?

Bei Proust aber finde ich Ähnliches. Nicht daß er ein Heiliger oder Heros war. Aber er muß doch wohl große Überwindungen geleistet haben, um ein so guter Führer durch Hölle und Welt zu werden. Der wirkliche Weltmann, freilich nicht der Pseudo-Weltmann, steht dem religiösen Menschen viel näher als die allermeisten Theologen oder Anhänger neuer Sekten und Christengemeinschaften, und die Probe auf das Exempel ist, daß er es ist, der die Seelen der Bestgeborenen fängt. Er ist der Vornehmste, weil er trotz allem – und seine Form muß es beweisen – der Vorsichtigste, der Demütigste, der Gehorsamste war.

Und diese Gutgeborenheit, die Unbekümmertheit der Natur, die der Ehrfurcht vorangeht und ihr den Boden bereitet, sie ist es, die auch allermeist zu vermissen ist bei jenen, die, in ihrer Weise ernst genug, zur Religiosität als solcher zurückstreben möchten, und eine Feierlichkeit und Hochachtung für etwas beanspruchen, was sie nicht mehr darstellen (sondern, mit aller redlichen Mühe, doch gleichsam noch einmal antiquarisch erworben haben). – Sie sind wirklich oft wie der

kleine Mann, dem es keiner verargt, wenn er in die Höhe kommen möchte, der aber sehr oft da Handschuhe anzieht und den Zylinder aufsetzt, wo der bloße Kopf und die bloßen Hände noch längst genügen würden.

\*

Schließlich besinnt man sich doch noch darauf, daß es einmal Leute gab, die böse wurden, wenn sie als bedeutende Leute angeredet wurden, und man sie als zu groß hinstellte. Es gab das noch (ohne Furcht, dadurch an Respekt zu verlieren): «Wir sind ganz kleine Ausleger großer Dinge.» Ein Sichverbitten, als zu groß hingestellt zu werden, weil dadurch das große Vorbild verkleinert wurde und die Maße verdorben wurden, der «Geschmack» verletzt wurde. Heute stößt man eigentlich selten darauf, daß sich einer eine Reklame verbietet, ein zu hoch gegriffenes Lob. Es ist wohl ein lustiger Zynismus dabei, weil der notwendige Käufer der geistigen Produkte die Demokratie ist, zu ungebildet (ungebildet wie der Dr. Cottard), um eine relative Wertung nach hohem Maßstabe zu durchschauen. Man hat sich nach dem Käufer zu richten, denn die Familie muß nicht nur leben, sondern sie muß gut leben. Das kommt ihr aus irgendwelchen, freilich nicht mehr ganz belegbaren Gründen zu. Aber es fängt eben doch an, die innere Würde allzu allgemein zu fehlen; hin und wieder werden Enttäuschungen erlebt an älteren «bedeutenden» Menschen, die jungen Menschen verhängnisvoll werden --

Man darf nicht allzusehr vergessen, daß das einfältige fromme Gemüt einen klügeren Blick hat, als zumeist die liberale Lebewelt, auch innerhalb der Akademien. Die Herren können zuviel vertragen an gegenseitiger Schmeichelei, an leben und leben lassen, sie werden dem zahlenden Publikum, über das sie sich heimlich noch so anscheinend geistreich lustig machen, allzu ähnlich.

Wie reizend war Nietzsches feindliches Erschrecken vor der grauenvollen Geschmacklosigkeit und plumpen Geistlosigkeit des Corpsstudententums. Ungerecht hastig -- so wie sich etwa ein eleganter Corpsstudent vor einem schlechten Geruch zurückziehen würde -- so zog er sich aus dieser Gesellschaft zurück. Er hatte eben einen Magen, der nicht alles verdauen konnte, wie er selbst von sich sagte.

Wenn man sich aber umschaut und sich vorstellt, daß die für geistige Arbeit und die Würde ihres gehobenen Standes hochbezahlten Leute plötzlich einen solchen Magen bekämen, der nicht alles verdauen könnte, -- wieviel falsche Gesundheit würde da plötzlich zum Teufel

gehen und wieviel ehrliche Geisteskrankheit müßte entstehen. Und es wird doch heute scheinbar so viel für die Gesundheit getan! Wieviel von all der mühsam erworbenen Leibesgesundheit würde erst einmal wieder zum Teufel gehen, wenn die Geister redlicher werden müßten.

\*

Man kennt jene neutralen Empfangssalons der Gebildeten, in denen alles eindeutig Entschlossene, allzu Moderne oder Unmoderne vornehm vermieden ist, selbstverständlich alles Anstößige; da ja für anstößig das Halbechte immer noch nicht gilt, in Teppichen, Bildern und Unterhaltung, obwohl es sich so klar an die Unbildung zu wenden scheint. Diese Leute machen sich über den Bauerngeschmack lustig, der sich an sentimental Gefühlen in schlechtem Buntdruck erfreut. Sie leisten genau dasselbe mit ihren pathetischen Musikerköpfen, von schlechten Zeichnern gezeichnet, aber vielleicht von hochgestellten Gönnern geschenkt, – die sie als «edel» hängen lassen dürfen, obwohl sie das Auge beleidigen müßten. Aber alles läuft ja auf die «Gesinnung» hinaus, und auf die äußerer Sicherheiten, die sie verspricht. Die kalten Blicke der Wissenden, so sehr in der Minderzahl, sind ohne Belang. «Fein und unecht» spielt nicht nur in den Repräsentationsräumen, sondern auch im heutigen Seelenleben noch sehr seine Rolle, und wenn Proust die Albernheiten der Gesellschaft scheinbar ungebührlich viele Seiten füllen läßt, so läßt er eben zu Worte kommen, was vor sich geht, und wovon sich jedermann bestimmen läßt, auch wenn er heimlich hier und dort anders redet. Die Besseren, die Geschmackvoller sind auf einem Umweg ganz das gleiche wie die «Gewöhnlichen», die sie verachten – denn in ihren Taten gehorchen sie alle der gleichen Triebkraft, dem falschen Herrn, der ein gutes, möglichst gesichertes Leben verspricht, – und sie hüten sich, sie hüten sich, ihn zu stürzen.

\*

Die Mehrzahl unsrer führenden Leute, tüchtige Beamte, Menschen mit guten Manieren, von denen eine Gemeinheit öffentlich oder im privaten Leben nicht zu befürchten ist, sie entwürdigen gleichwohl die Eigenschaften, die sie noch scheinbar vertreten, über deren Verlorensein sie täuschen und das sehnsgütige Streben danach überflüssig machen. Denn scheinbar sind ja die Tugenden noch vorhanden, nur sieht man: es ist nicht mehr viel mit ihnen los. Weshalb also sich mit heiligem Ehrgeiz nach ihnen abmatten?

Tapferkeit, eine eigne Meinung, Selbstzucht, Fürsorge für die

Allgemeinheit, persönliches Verantwortungsgefühl – sie müssen weit über das Wohl und die Erhaltung der eignen Familie hinausgreifen, um ihren Namen zu verdienen. Wer nicht bei aller treuen Fürsorge für sein Haus imstande ist, das Wohl der eignen Familie als einen ganz relativen Wert zu betrachten, ist ein kleiner Mann, ein kleiner Unterbeamter, von dem man einen andern Standpunkt als diesen nicht verlangt und nicht wünscht. Es geht nicht um das Heil von Existenzen, aber um das Heil von Eigenschaften, die als solche nicht entwertet werden dürfen: Tapferkeit, Weisheit, welche Begriffe einst! Und Mut und Tapferkeit erschöpften sich nicht darin, für das Vaterland zu sterben, sondern dafür leben zu lernen. Es ist schwerer, gegen die eigne Gesellschaft zu kämpfen, als gegen den sogenannten Feind.

Aber unsre allermeisten Gebildeten sind gerade nur gebildet genug für ihr Geschäft. Das ist ein kleiner Jurist ebenso wie ein großer. Aber schickt durch ihre Salons, anonym und ohne die Abzeichen öffentlicher Anerkennung, Propheten und Dichter. Am Klang ihrer Worte werden sie nicht erkannt werden! Das Erhabene, das Erlesene ist verschwendet an die bevorzugten Kästen von heute, aber sie sind es, die den geistig arbeitenden Kräften noch die Lebensmittel zu gewähren oder zu versagen haben! Wenn dies nicht wäre, brauchte man sich nicht mehr bei ihnen aufzuhalten. Und wenn sie, dem Namen nach, die Abzeichen der großen Patriarchen: die großen Eigenschaften, – nicht mehr kapern dürften, könnte man sie vielleicht auch äußerlich auf den ihnen zukommenden kleinen Platz verweisen. Aber sie retten sich noch immer mit dem Nimbus der großen Eigenschaften, retten sich mit der Tatsache, daß ohne den Begriff dieser Eigenschaften die gebildete Welt nicht leben kann, sich aber eine gute Zeitlang – so muß es einem vorkommen – mit dem letzten Reste eines Scheines davon, der «Anständigkeit», zu begnügen vermag.

\*

Die Gesellschaft ist für das Volksempfinden immer noch eine Hüterin von Schönheitswerten, einfach weil sie noch den Zugang hat zu Luxus und Überfluß, und es ist nicht nur verächtlich, wenn der Empor-gearbeitete Anschluß sucht an die Gesellschaft. Allermeist ist es ein dumpfes Schönheitsbedürfnis, das dort angeschlossen sein möchte, wo man diese Dinge doch gelernt haben muß durch so viele Jahrzehnte der Bevorzugung. Aber der Hochmut der Oberschicht versteht nur noch zu beleidigen und einzuschüchtern, nicht mehr zu beschenken. Wie weit auch die Beleidigung noch als Geschenk genommen werden kann,

versteht nur der, der die rührende Schönheitssehnsucht in alle verschlungenen Wege hinein kennt; viel Streberei des kleinen Mannes mag dabei sein, das andere: der Drang zur höheren « Freiheit » ist auch dabei.

\*

Die Schönheit, sie bleibt das letzte Kriterium, und daß dieses nicht öffentlich mehr wirkend ist, bedingt den Tiefstand des öffentlichen Lebens.

Doch irre man sich nicht – für jeden Einzelnen, heimlich, ging das Kriterium der Schönheit niemals verloren, bis heute nicht.

Es ist begreiflich, daß ein hoher Beamter, Familievater, vorsichtig ist mit seinem Eigentum, und daß er der Allgemeinheit nur soweit etwas opfert, wie es ihn und seine Familie keine wirklichen Opfer kostet, es ist begreiflich, aber schön ist es nicht.

Es ist begreiflich, wenn ein Herrscher, der schließlich auch nur ein Mensch ist, den Bitten seiner Offiziere nachgibt und sich zurückzieht in Sicherheit und sogar Bequemlichkeit, statt sich dem Volk als Opfer anzubieten, – aber schön ist es nicht.

Es war unverständlich, als Cyrano von Bergerac den Säckel mit seinem letzten Geld in die Schranken warf, um einer Geste willen, – aber es war schön.

Es muß unbegreiflich auf den ordentlichen höheren Bürger wirken, wenn Marcel Proust, der reiche Bürgerssohn, seine Tasse Milchkaffee auch an Orten, die ihn nie wieder sehen würden, mit 20 Franken bezahlt, – oder wenn er sich um die Achtung von Krämer bringt, deren Ware (die ihm Freude macht) er zehnmal überzahlt. – Es ist unverständlich, aber es ist schön.

Es ist begreiflich, daß eine Hausfrau, der ein Gast ein kostbares Porzellan zerschlägt, eine betrübte Miene aufsetzt oder gar ein korrigierendes Wort fallen läßt – aber schöner ist es, wenn sie sofort lachend versichert, das ganze echte Porzellan sei keine echte Träne wert.

Die ritterliche große Geste, vielleicht existiert sie in einer neuen Form in den hohen Finanzkreisen, die die Ozeanflüge finanzieren, aber aus der sogenannten geistigen Aristokratie scheint sie so ziemlich verschwunden.

Denn ist es nicht ein ungewohntes Bild für die Vorstellung geworden, sich einen höheren Beamten oder Akademiker mit einer lachenden souveränen Unvorsichtigkeit zusammen vorzustellen, hinter deren Scherz

sich sehr wohl der drohende Ernst einer höheren Gerechtigkeit verbergen kann -?

Nicht, daß man nicht alles begreiflich und entschuldbar fände. Der Mensch ist schwach, die produktive Kraft seines Wesens meist so klein, sein wahrer Kredit bei den Menschen so gering, daß er es sich schwer leisten kann, überraschende großartige Dinge zu tun, die dem Pöbel (dieser im weitesten Umfang begriffen) vorläufig unverständlich bleiben müssen.

Begreiflich ist das alles, aber aus welchem Grunde diese Leute, die so ängstlich für ihr bißchen Existenz sind, bevorzugte große Stellungen einnehmen, und womöglich für Herren gelten, ist nicht einzusehen. Mit der Schönheit der wahren Freiheit, mit der volksbeglückenden großen Geste des echt geborenen Herrn haben sie nichts mehr zu tun.

\*

Es ist, als ob Proust einem noch einmal die Jugend zurückgäbe, nicht die Erinnerung, sondern die gegenwärtige Empfindung, als ob man heute die Atemzüge fertig tun dürfte, zu denen man damals, in der Überfülle der Jugend, sich nicht die Zeit nahm. So selbstverständlich ist bei Proust das Zeitlose, daß man sich fragt: warum soll nicht alles Kommende ebenso in meinem heutigen Leben enthalten sein, als alles Vergangene darin ist?

\*

Vielleicht ist es am schwersten heute, und am notwendigsten, den Machtwunsch zu verlegen, von außen nach innen, um es summarisch auszudrücken.

Der wahre Machtwille strebt danach, zunächst sich selbst zu beherrschen, um sich dadurch glücklicher zu machen, auch alles Kreatürliche in einem selbst glücklicher zu machen. Dieses Sichselbstbeherrschende kann dann im engeren und weiteren Sinn auf den Nachbarn übergreifen.

Nun aber sind die Gutgestellten, Wohlgeborenen in den letzten Jahrzehnten durchaus daraufhin erzogen worden, die äußeren Verhältnisse scheinbar beherrschen zu lernen mit Hilfe gefälschter geistiger Mittel.

Es hat da eine Vermengung stattgefunden, die einer Reinigung bedürfte, und jeder wird aus eigenster Erfahrung etwas darunter zu verstehen wissen, wenn es heißt: der Geist wird heute als Machtmittel mißbraucht - von uns allen.

Doch gibt es allzu viele in gleicher Verdammnis, als daß dies nicht die Gefahr zu beruhigen schiene. Die Gesellschaft, es ist dies ein unheimliches, ein gespenstisches Wort geworden. Eine große Schar Wohlgekleideter steht beieinander, alle dulden sie sich, keiner achtet den andern, sondern mißtraut ihm aus ganz dem gleichen Grund, aus dem er sich heimlichst selbst mißtraut.

Das Verwirrende der humanen Gesinnung ist, daß sie Entschuldigungen zuläßt.

Entschuldigen aber darf sich immer nur der Knecht, niemals der Herr.

Um eine der landläufigsten Entschuldigungen anzuführen: Ich, ein verfeinerter Mensch, habe als solcher bestimmte geistige Aufgaben zu erfüllen, die mir ein anderer, weniger durch Generationen vorbereiteter Mensch nicht abnehmen kann. Als verfeinerter Mensch aber habe ich Bedürfnisse, die bezahlt werden müssen. Die heutige «Macht», die die Mittel auszahlt, paßt mir zwar nicht, denn sie ist durchaus ungebildet, daher naturgemäß ungerecht und wahllos in Bewertung von Verdiensten und Verantwortungen geworden. Doch kann ich, was die ererbte Gunst der Umstände mir noch zuschiebt, nicht abweisen, denn ich muß, zum Wohl des Ganzen, arbeitsfähig bleiben, und dazu muß ich mich pflegen. Wenn ich arm würde, drohte dies außerdem meinen Kredit zu zerstören, allein schon vor den Dienstboten und Knechtsseelen, die ich doch brauche; sie würden mich für unmächtig halten, und diese Unmacht in meiner Unkraft suchen. Die Verwirrung wäre hoffnungslos. Also ist es besser, ich nehme die «Lebens-Mittel» von einer zweitrangigen Macht an, und erhalte mich mit ihnen, – zum Wohl des Ganzen.

So bejahe ich etwas mit meinen sämtlichen Lebensfunktionen, was mein Gewissen nicht bejaht. Alles, was an Aristokratismus im protestantischen Gewissen ist, fällt damit hin, es ist das Todesurteil des Protestantismus. (Nietzsche war noch ein gültiger Protestant.)

Aber eine Entschuldigung ist eine Entschuldigung, und wer sich überhaupt dazu herabläßt, behält recht. Nur dürfte sich ein Land, das aus lauter Herren besteht, die sich entschuldigen, nicht über seine Unmacht wundern, dürfte nicht vorzeitig versuchen, mit andern Ländern Frieden zu schließen und sich zu verständigen. Selbstachtung verständigt sich immer mit Selbstachtung. Aber die Selbstachtung neu zu lernen, das eben scheint zu der nächsten, der schwersten Aufgabe zu gehören.

Diese verwöhnten Menschen müßten zum mindesten sich « stellen » lassen, und man könnte sich denken, daß es auch das einmal geben könnte: daß ein redlicher Akademiker etwa sich auseinandersetzt mit einem redlichen Arbeiter, und einen Teil seines Hochmuts dabei einbüßt. Denn er würde erfahren, daß für die redlichsten und verständigsten Anstrengungen im Lande der schützende «Vater» nicht anzurufen ist, weil eine solche, alles überschauende Reife nicht zu existieren scheint, – und daß er selbst vielleicht als väterliches Element völlig versagt.

Vorläufig aber hat das Gesellschaftliche noch scharfe Grenzen gezogen, und wenn das Vertrauen des kleinen Mannes gegenüber dem Mann der Gesellschaft versagt, so hat es in neun von zehn Fällen recht.

Der Hochgebildete von heute hat viel gelernt, aber die Sprache Volk und Kind gegenüber hat er im allgemeinen nicht gelernt. Es ist da ein Bestandteil unbedingter Rechtschaffenheit und ein Wissen um die einfachsten, allen gemeinsamen Grundlagen des Lebens nötig, das lächerlich schwer wieder zu erwerben ist.

(Wie schnell begreift und entschuldigt z. B. der Hochgebildete, daß etwa ein Journalist zum Vielschreiber werden muß, um eine anspruchsvolle Familie in der Großstadt standesgemäß zu ernähren; in welcher Form aber wird er die gleiche Notwendigkeit einem hochgemuteten Kind oder Volkskind begreiflich machen können, ohne an Achtung einzubüßen? Er suche die Form!)

Jeder kultivierte Mensch, der einer notgedrungenen Verarmung ausgesetzt ist, weiß wieviel schwerer es ist, mit dieser Rechtschaffenheit, «trotz» der Bildung, die Achtung des armen Nachbarn zu erwerben, wie schwer nun erst, die Bildung selbst zu einer Macht zu gestalten! – und wie leicht es dagegen ist, mit einem gewissen Esprit noch heute die große anspruchslose Gesellschaft der Gebildeten zu blenden.

Aus Rechtschaffenheit und Bildung zugleich eine innere Macht, und daraus eine äußere zu entwickeln, da finge die Volksherrschaft an. Aber man frage sich ehrlich, wieviele unserer Herren man sich heute in plötzlicher und wirklicher Verkleinerung ihrer Verhältnisse vorstellen könnte, ohne daß sich ihr Selbstgefühl veränderte. Wieviele könnten würdig und sorglos aussehen wie Sokrates auf der Gasse?

Und doch muß es auch heute solche geben, die reich sind und den Reichtum zu handhaben wissen, als ob sie arm wären. Es wird sie auch heute geben. Proust gehörte wohl auch zu ihnen, – aber er war durch die große Schule gegangen. Seine hoffnungslose Krankheit hatte ihn

früh enteignet. Irgendeine Erfahrung, die das äußerste einschließt, ist wohl nötig, um uns zunächst wieder auf einen nackten Grund zu stoßen, und auf einen Neuanfang.

\*

Die Entschuldigung, daß man dem Zug der Zeit zu folgen habe, bedeutet heute, daß man das Recht hat, viel Geld verdienen zu wollen, um wirksam werden zu können, und so erlebt man an Talenten, die man als solche hoch über sich weiß, daß sie den Einkunfts möglichkeiten Konzessionen machen, die man den « großen Männern » nie glauben wird –

Eine weltläufige Zeitschrift wird sich heute nicht leicht eine intellektuelle Dummheit leisten, eine Pastorendummheit, wie etwa der *Reichsbote*, – aber wenn, scheinbar nebensächlich, in einer solchen Zeitschrift von Schillers Geschäftssinn gesprochen wird, mit Hinzufügung des Beleges eines Briefes von ihm, – so setzt doch eine solche Handlung, in der Weise wie sie pointiert ist, eine Unwissenheit des Herausgebers voraus, der sich mit großen Geistern legitimieren möchte und nicht zu wissen scheint, daß kluge Menschen niemals das Geschäftliche verachteten, daß sie es aber nie in erstrangige Fragen mischten, und daß dies eben das andere, das Unaristokratische der Heutigen ist, daß sie ihre « Ideen », das wichtigste ihres Lebens, nach ihrem geschäftlichen Vorteil zu biegen und zu verwischen vermögen.

Der Mensch braucht zu seinem geistigen Aufbau sehr verschiedene Dinge sehr verschieden notwendig. An wirklich großgearteten Menschen wird man immer die kindliche Vorsicht durchfühlen: die großen gemeinsamen Grundnotwendigkeiten des Lebens nicht zu verletzen (man denke an die kindlichen Äußerungen in Bezug hierauf eines Menschen wie Baudelaire!) und sich vieles versagen, auch « wenn sie es haben könnten », weil es etwas anderes, Wichtigeres an der Gesamtgestalt des Lebens schädigen könnte. Goethe bleibt darin ein Beispiel, das wohl an keinen Deutschen ganz verloren war. Selten ist (in moderner Zeit) einem Leben wie dem Goethes so klar das doppelte Leben abzulesen, das bedingte irdische Dasein, dem nichts, keine widerwärtige klägliche alltägliche Demütigung erspart blieb, – und das wirkliche, das geformte Leben, das im aristokratischsten Sinn « Herr » über das andere wurde, und bildliches bleibendes Beispiel.

\*

Aber die Beachtung dieser kleinen Rechtschaffenheit, die zunächst in so viele scheinbare Nachteile setzt – des Maßhaltens in jeder Einzel-

heit, dem großen Gleichgewicht zuliebe – geht heute wirklich nur noch den Vornehmen etwas an (vornehm zu nennen, wenn sein Blut noch von einem Ganzen weiß) – dessen Selbstbewußtsein im Ganzen verankert ist. Denn es ist ja wirklich unmöglich, dem Dienstboten oder dem demokratischen Geist verständlich zu machen, daß ein Verzicht ein Anspruch sein kann. Der Vornehme sagt zunächst, wie Flaubert, zu sich selbst: in den Kot mit dir, Kanaille; der Plebejer wird die Meinung und den Stolz solcher Worte schwerlich recht verstehen. Die Verhandlung mit der Öffentlichkeit ist die Verhandlung mit dem Plebejer geworden, nicht mehr mit sich selbst. D. h. man setzt sich dem Plebejer gleich, indem man öffentlich immerfort seine eigne Ehre, und nichts wie seine eigne Ehre verteidigt. Die Öffentlichkeit ist ja auch wirklich zu gemein und zu unwissend, um eine wirkliche Demut richtig zu verstehen, sie würde sich sofort eine falsche Macht daraus machen. Also, falls man die heutige Öffentlichkeit überhaupt noch ernst nimmt, setze man sich dem Plebejer gleich, indem man Eitelkeit mit Eitelkeit bekämpft. Aber führt dies zu einer Befriedigung?

« Ich trachte danach, daß ich mir selbst gefalle, » sagte Flaubert stolz und verhandelte nur mit sich selbst, des Beistandes höherer Mächte gewiß, denen er demütig gehorchte.

Wie falsch bescheiden ist der Hochgebildete geworden mit der Wahl seines Widerparts. Die weltbewegende Macht liegt allein in der eignen beherrschten und beherrschenden Persönlichkeit, und man braucht nicht Napoleon zu sein, um zu wissen, daß die Masse, die die Literaten wahrhaftig noch ernst zu nehmen scheinen, nur durch Magie bewegt wird. Es gibt Zauberformeln, mit denen man seine Dienstboten in Bewegung setzt; wenn man es nicht kann, bin ich zu tadeln, nicht der Diener. Der Feind, der Widerpart, fängt erst auf einer viel höheren Stufe an, und ein geistiger Streit kann erst auf einer sehr hohen Stufe der Einigkeit beginnen.

\*

Man mißachtet nicht die Seele der Masse, wenn man ihre Geistigkeit mißachtet, so wenig man die Seele des Kindes mißachtet, wenn man sein kindisches Geschwätz überhört. Bedarf es einer gewaltsamen Einstellung, um gelegentlich, heimlich vor sich selbst, dreiviertel der gesamten Presse als den Lärm der Unmündigen zu empfinden?

\*

Kann das Volk, trotz all der Schulen, von heut auf morgen zum Gebildeten werden? Sicherlich nicht. Also muß der Gebildete zum

«Volk» werden. Die Sitten des Gebildeten müßten wieder *Bilder* für das Volk werden, auch gibt es eine Sprache der Sitten, die von allen gleichmäßig verstanden wird. Aber den Anschluß neu zu gewinnen an die große Ordnung durch die Form täglicher Gewohnheiten wird nicht leicht sein.

Eine Welt, in der die Ordnung herrschte, müßte den meisten auch vorläufig als sehr langweilig vorkommen, weil man den Schein und seine Reize darin tatsächlich nicht mehr brauchte. Und wir alle haben uns an die raffinierten Reize der Unordnung und des Scheins sehr weitgehend gewöhnt.

Ist es nicht bisher so, daß wir mehr die Unordnung verwünschen, (diese Verwünschungen in tausend sich auszahlende Produkte kleidend), mit ihren entwürdigenden und schließlich tödlichen Folgen auch für den täglichen Lebensgenuß, als daß wir die große Ordnung und ihre wirkliche Herrschaft ersehnen? Und ihre Frucht: die Heiterkeit, die mit Vergnugtheit nichts zu tun hat, die *sie selbst* ist, und keinerlei Ersatz. Wer von Proust sagt, daß er doch schließlich im Irdischen stecken geblieben sei und keinen Erlösungswunsch im christlichen Sinn gehabt habe, der frage sich, woher er diese wahre Heiterkeit bis in die Sterbestunde hinein anders bekam als von der Frömmigkeit, der Geborgenheit des Gehorsamen in der großen Ordnung. Diese Heiterkeit, die noch über seinen Tod hinaus seine Freunde begleitete und zusammenhielt, und ihnen die Schrecken des Todes veränderte, weil eine solche Heiterkeit nur aus dem Blutsglauben an das ewige Leben geboren wird, und, einfach wie sie scheint, eine allergrößte Beweisführung für große Dinge ist.

\*

Es ist ja auch nur – wenn so lange die andere Einstellung herrschte, – daß das Bedürfnis der menschlichen Natur plötzlich gewaltsam das «andere» fordert.

So lange war es nun die Gescheitheit, und die rasselose Vielseitigkeit, das sich liberal einstellen können auf alles, die hemmungslose Gelehrigkeit, die herrschten durfte. Auf einmal sehnt man sich einzig danach, einen alten Mann um Rat fragen zu dürfen, der ein Wissen vom Leben hat und imstande ist, einen gültigen Rat zu erteilen.

Man hat geduldig die Kinder Jahreszahlen auswendig lernen lassen und Bibelsprüche dreschen, und nahm all diesen Unsinn als eine unvermeidliche Folge eigner Irrtümer geduldig hin, – auf einmal lehnt sich der Rest des Lebens energisch auf und fragt: wofür? Für welchen

Gewinn dieser falsche Gehorsam an falscher Stelle? Ist das, im klassischen Sinn, noch praktisch und vernünftig?

Man sieht die gleichen Menschen in ihren Ämtern und Fächern vorzüglich gut beschlagen, die im einfachen Leben nichts beherrschen, nicht den richtigen Ton finden zu ihrem Diener oder Nachbar, nirgends die lebendige Verbundenheit stärken, keines Menschen Glück und Seligkeit auf Erden vermehren.

Wir haben nun genug gehabt von der Schulgelehrigkeit und der Vogelfreiheit geistig Unmündiger. Sie haben gezeigt, was sie konnten, es waren interessante Experimente wie andere auch, aber wir haben dieses Schauspiel nicht mehr nötig, denn wir haben es gesehen.

Wohl sollten die Menschen etwas lernen. Wohl gibt es etwas wie eine geistige Ausbildung. Aber daran braucht man wohl nicht zu erinnern, daß mit einer geistigen Schulung klassischer Art die Schulen heute nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben. Jesuitenzöglings, die mit 13 Jahren Politiker waren und disputieren konnten, – nun, die heutigen Ingenieure mögen mit ähnlicher Präzision ausgebildet werden, aber es gehört eben die gewaltige Rückwirkung eines Zielbewußtseins dazu, um eine Ausbildung richtig zu beginnen, und den ganzen lebendigen Menschen damit zu ergreifen.

Wie seltsam gesund der Dichter für sich selbst mit dieser zum Brechen angeschwollenen Frage fertig wird: wie es möglich ist, daß der ahnende Mensch es überhaupt noch aushält innerhalb so viel verbildeter Häßlichkeit, klangloser Unfrömmigkeit und mechanisch übernommener Lüge.

Der Dichter macht uns zum schuldlos schuldigen Opfer all dieses Wahnsinns, er opfert uns. Aber auch sich selber. Leichtsinnig scheinbar, – aber in Wahrheit beseelt von antikem Mut. Er häuft lachend, lächelnd all unsre Albernheiten, die das Leben uns abzwingt, und verbrennt sie, die Würden, Ehren und Wichtigkeiten, – nennt sie noch einmal alle beim Namen und verbrennt sie und zeigt, daß wir selbst unbeschädigt blieben. Wir fingen in Wahrheit unser Leben noch gar nicht an. Unser erster Augenaufschlag liegt noch vor uns. Wir dürfen noch zu den Wissenden werden, die wir sind.